

Umstrittenes Verzeihen

Nachkrieg in Bosnien-Herzegowina

ANA MIJIĆ

1. EIN KAMPF UM DIE DEFINITION DER SITUATION

Im Dezember 2015 jährte sich zum zwanzigsten Mal die Unterzeichnung des »Allgemeinen Rahmenabkommens über einen Frieden in Bosnien und Herzegowina«, mittels dessen der dreieinhalb Jahre andauernde blutige Krieg in der ehemaligen jugoslawischen Teilrepublik beendet wurde. Noch zu Beginn des Jahres 1995, als der Zerfall der Föderativen Republik Jugoslawien nicht mehr hinterfragbare Realität war und sich die kriegerischen Auseinandersetzungen nach einem kurzen Aufflammen in Slowenien bereits über weite Teile Kroatiens erstreckten, glaubten viele Menschen in dem damals als Musterschüler des »Multikulturalismus« geltenden Bosnien-Herzegowina noch an eine friedliche Koexistenz. Dieser Glaube wurde alsbald fundamental erschüttert, denn das Blutvergießen fand hier gar seinen Höhepunkt. Standen sich zu Beginn des Krieges noch die serbisch dominierte Jugoslawische Volksarmee auf der einen Seite und kroatische sowie bosniakische Einheiten auf der anderen Seite gegenüber, entwickelte sich der Konflikt in seinem weiteren Verlauf zeitweise zu einem Dreifrontenkrieg zwischen serbischen, kroatischen und bosniakischen Einheiten. War es unmittelbar vor dem Krieg für die Menschen noch unvorstellbar, dass die bosnische Gesellschaft in ethnische Komponenten zerfällt, die sich unerbittlich bekämpfen, erschien nur wenig später die Idee eines friedlichen Zusammenlebens als vollkommen unrealistisch.

Dem bosnisch-kroatischen Schriftsteller Ivan Lovrenović zufolge wurde durch den Krieg der »wichtigste zivilisatorische Grundzug der bosnischen Erfahrung und Lebensweise [...] unmittelbar ins Mark getroffen: die Gewöhnung an

den anderen und an das Andersartige als alltägliche Erfahrung und Vertrautheit. Diese Erfahrung der Alterität hatte es auch ermöglicht, Bosnier zu sein. Erneut territorialisiert, giftig chauvinisiert, hören die Bosnier auf, Bosnier zu sein und sind nur noch muslimische Bosniaken, nur noch Kroaten, nur noch Serben« (Lovrenović 1999: 200). Der Krieg hat die Menschen auf ihre ethnische Zugehörigkeit reduziert (Drakulić 1992: 83–87; Mijić 2014: 24 f.). In seinen Reflexionen über den ersten Weltkrieg beschreibt Georg Simmel sehr eindrücklich, wie das Erleben eines Krieges zur Verschmelzung von ›Ich‹ und ›Wir‹ führen kann:

»[E]ine ganz andere Art von Einheit [hat] sich unseres Gefühls bemächtigt: nicht erst durch den Kanal eines differenzierten Tuns oder Seins, sondern ganz unmittelbar ist auf einmal der Einzelne in das Ganze eingegangen, an und in jeden Gedanken und jedes Gefühl ist eine überindividuelle Ganzheit gewachsen [...] Zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen besteht kein jenseits mehr, so dass selbst ›Hingebung‹ kein ganz zutreffendes Wort ist: man braucht sich nicht erst hinzugeben, wo das Gefühl von vornherein keine Scheidung zeigt« (Simmel 1917: 12).

Die »Fiktion einer ›reinen‹ ethnischen Identität« (Ignatieff 1996: 33), von der sich im ehemaligen Jugoslawien schon kurz nach Kriegsausbruch noch kaum jemand befreien konnte, vermochte es nicht nur das Identifikationsvakuum zu füllen, welches mit dem Zerfall des sozialistischen Systems einherging. Vor dem Hintergrund der die bloße Existenz bedrohenden kriegerischen Gewalt entlang ethnischer Grenzziehungen, löschte dieser Glaube alle zuvor vorhandenen Identifikationen aus. Ganz wesentlich getragen wurde dieser Prozess durch die Erfahrung der »absoluten Situation« eines Krieges:

»Ich wage die Behauptung, dass die meisten von uns erst jetzt das erlebt haben, was man eine absolute Situation nennen kann. Alle Umstände, in denen wir uns sonst bewegten, haben etwas Relatives, Abwägungen des Mehr oder Weniger entscheiden in ihnen, von dieser oder jener Seite her sind sie bedingt. All solches kommt jetzt nicht mehr in Frage, wir stehen mit dem Kräfteinsatz, der Gefährdung, der Opferbereitschaft vor der absoluten Entscheidung, die keine Ausbalancierung von Opfer und Gewinn, kein Wenn und kein Aber, kein Kompromiss, keinen Gesichtspunkt der Qualität mehr kennt« (Simmel 1917: 20).

Für den damit verbundenen Verlust von Individualität und Autonomie werden die Akteure, wie es der Politikwissenschaftler Hrvoje Paić für den kroatischen Fall beschreibt, mit einer Reihe von Gefühlen entschädigt: »Sicherheitsgefühle von den ebenso ethnisch bestimmten Feinden, die Gefühle der eigenen, kroati-

schen Superiorität gegenüber den ›rückschrittlichen Anderen‹ – ›balkanischen‹ SerbInnen und BosniakInnen, das Gefühl der Privilegiertheit gegenüber jenen, denen der ethnisch definierte kroatische Staat ›nicht gehörte‹ sowie ein Gefühl der Gleichheit und der funktionierenden ›europäischen Demokratie‹ innerhalb des Kollektivs der Gleichen« (Paić 2006: 100).

Der Krieg hinterließ eine erschütterte und zutiefst gespaltene Gesellschaft, der es bis heute nicht gelungen ist, eine gemeinsame Zukunftsperspektive zu entwickeln. Stattdessen dominiert auch weiterhin eine ausschließlich an der Kriegsvergangenheit orientierte Gegenwart. Der Politologe Vedran Džihic diagnostiziert gar eine »symbiotischen Verschmelzung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft« (Džihic 2008: 1): »Das bosnische Heute und Jetzt kann als ein Zeitalter der permanenten Gegenwart und des permanent Ethnischen betrachtet werden, indem alle Widersprüche der bosnischen Geschichte verwischt und zum ethnonationalen Einheitsbrei vermischt werden, der keinen Widerspruch duldet und den Anspruch auf Unendlichkeit, Unzerstörbarkeit und ewige Existenz erhebt«. Auch zwanzig Jahre nach Kriegsende ist es noch nicht gelungen eine einheitliche Wirklichkeitsperspektive, einen auch nur annähernd einheitlichen Blick auf den Krieg durchzusetzen. Der ›Glaube an die jeweils eigene Sache‹ wurde, anders als etwa im Nachkriegsdeutschland, nicht aus dem öffentlichen Raum verbannt und ethnisch-nationalistische Parteien dominieren auch heute noch die politische Landschaft des fragilen Staates. Die politische Kultur des Landes wird, so Džihic von einer reinen »Ethnopolitik« bestimmt, einer Politik, die »die Angst vor dem ethnisch jeweils anderen zum politischen Prinzip erhebt und die das Ethnische als wirksamste Machterhaltungsstrategie bzw. Mittel zur Absicherung der partikularen Privilegien instrumentalisiert« (Džihic 2008: 14). Gestützt werden diese Prozesse durch eine das Ethnische zum Imperativ erhebende Sozialisation der Menschen: So werden in nach wie vor ethnisch geteilten Schulen die je ›passenden‹ Geschichten in der jeweils ›richtigen‹ Sprache (und Schrift) erzählt und gelehrt und auch die Medien sind zu einem Großteil segregiert und bedienen die Erwartungen der jeweiligen nationalen Gruppierung. Die physische Gewalt wurde Ende 1995 beendet, der Kampf um die Durchsetzung der eigenen Wirklichkeitsperspektive, um die richtige Definition der Situation hält dagegen bis zum heutigen Tage an. Dieser Kampf bildet den Kern des Nachkriegs, den Kern einer Situation, die – in Verkehung des bekannten Zitats des preußischen Militärwissenschaftlers Carl von Clausewitz – als eine Fortsetzung des Krieges mit politischen Mitteln umschrieben werden kann.

Vielfach wurde in den vergangenen Jahren auch darauf hingewiesen, dass die mit dem in Dayton (Ohio) ausgehandelten Friedensvertrag festgelegte Verfassung selbst zu einer anhaltenden Ethnisierung der bosnischen Gesellschaft

beiträgt. Die Reichweite des Dayton-Abkommens wurde im Laufe der vergangenen Jahre aufgrund der mit ihm verbundenen Aporien (Lovrenović 2010: 151–154) mehr und mehr relativiert. Er vermochte es zwar, den Krieg zu beenden, erwies sich jedoch als ungeeignet oder gar als kontraproduktiv, zur Schaffung eines nachhaltigen Friedens. Der wohl zentralste Kritikpunkt lautet, dass mit der Verfassung die ethnische Segregation des Landes in zweierlei wesentlichen Hinsichten institutionell verankert ist. So schreibt sie, erstens, eine Zweiteilung des Landes in zwei weitgehend autonome ›Entitäten‹ – die serbisch dominierte Republika Srpska (RS, 49% des Staatsgebietes) und die Föderation Bosnien-Herzegowina – fest, wobei die Föderation wiederum in 10 weitgehend monoethnische (entweder bosniakische oder kroatische) Kantone eingeteilt ist.¹ Faktisch führte das »Dayton Peace Agreement« also zu einer Legitimierung dessen, was euphemistisch als »ethnische Säuberung« bezeichnet wird. Zweitens, kommt man in Bosnien-Herzegowina bis zum heutigen Tage nicht umhin, sich entweder als BosniakIn, als KroatIn oder als SerbIn zu deklarieren, da der ethnische Proport, welcher die Gleichstellung der Völker garantieren sollte, eben nur diese drei Kategorien als konstitutive Völker anerkennt. Damit wurden die kollektiven Gruppenrechte über die Menschenrechte gestellt (vgl. Džihic 2006: 21) und die persönliche Identität (Goffman 1963: 74) einer kaum hintergehbaren Ethnisierung unterzogen.² Bis in die Gegenwart hinein dominiert in Bosnien-Herzegowina die Vergesellschaftungsform des Krieges mit den damit verbunde-

1 Der im Jahre 2013 durchgeführte Zensus zeigt, dass 92,1% der bosnischen SerbInnen in der Republika Srpska leben und 91,39% der bosnischen KroatInnen sowie 88,23% der BosniakInnen in der Föderation (Agency for Statistics of Bosnia and Herzegovina 2016: 55).

2 So war es im Rahmen des 2013 durchgeführten Zensus beispielsweise nur möglich, sich als bosniakisch, kroatisch, serbisch oder aber als Mitglied einer nationalen Minderheit (z. B. BosnierIn!) zu bezeichnen. Die Ergebnisse der Volksbefragung wurden aufgrund anhaltender Auseinandersetzungen zwischen den statistischen Behörden der RS und der Föderation erst im Juni 2016 veröffentlicht. Gerade aufgrund des im Dayton-Vertrag festgehaltenen Prinzips der Balance zwischen den drei konstitutiven Völkern sind die Ergebnisse politisch höchst brisant. Der Zensus brachte zutage, dass die BosniakInnen heute mit 50,11% die absolute Mehrheit stellen (1991: 43,47%). Die SerbInnen kommen auf 30,78% (1991: 31,21%) und die KroatInnen auf 15,43% (1991: 17,38%). 2,73% deklarierten sich als »andere« (1991: 5,54% JugoslawInnen, 2,4% »andere«) (Agency for Statistics of Bosnia and Herzegovina 2016: 54). Die politische Führung der Republika Srpska gab sogleich bekannt, dass sie diese Ergebnisse nicht anerkennen wollen (Toe 2016).

nen Narrativen und bestimmt die Lebenswirklichkeit der Menschen, die durch die Zugehörigkeit zu einem gemeinsamen Staat aber weiterhin aneinander gebunden bleiben. Nicht zuletzt aufgrund des internationalen Drucks besteht hier auch keine realistische Exit-Option – selbst wenn manche Stimmen in der Republika Srpska nicht müde werden, immer wieder mit einer Abspaltung der serbischen Entität vom bosnischen Gesamtstaat zu drohen. Die bosnische Nachkriegsgesellschaft ist also gekennzeichnet durch eine Gleichzeitigkeit räumlicher und sozialer Nähe der Menschen verschiedener ethnischer Zugehörigkeit auf der einen Seite sowie ihrer räumlichen und sozialen Distanz auf der anderen Seite. In dieser Situation der Gleichzeitigkeit von Nähe und Distanz wird der Konflikt über die Vergangenheit zum Kampf um die Wahrheit (Brockmeier 2002: 15). Vor allem die Tatsache, dass es in diesem Konflikt nun aber auch Dritte von der Wahrheit und Wahrhaftigkeit der eigenen Perspektive zu überzeugen gilt, führt dazu, dass dieser Kampf um die Definition der Situation, der Kampf um das eigene Wir-Ideal, zu einem Kampf um den eigenen Opferstatus wird.

Die folgenden Überlegungen bauen auf einem empirischen Projekt über Identitätstransformationen im bosnisch-herzegowinischen Nachkrieg auf (Mijić 2014). Die primäre Datengrundlage bildeten 30 nicht-strukturierte, narrative Interviews, die zwischen 2007 und 2009 in verschiedenen Regionen Bosniens erhoben und mittels einer objektiv-hermeneutischen Rekonstruktion von Deutungsmustern analysiert wurden (Oevermann 2002, 2001, 1973).

2. SELBSTVIKTIMISIERUNG IM NACHKRIEG

Die Selbstviktimisierung³ ist in der gegenwärtigen Situation eine erfolgreiche Strategie zur Aufrechterhaltung eines positiven Wir-Bildes, denn das Deutungsmuster der Selbstviktimisierung legt zweifelsfrei fest, dass die jeweils anderen die Schuld am Leid des eigenen Kollektivs tragen. Es unterscheidet unmissverständlich zwischen »Gut« und »Böse« und schafft ein kohärentes Weltbild, indem es plausible Erklärungen für Vergangenheit und Gegenwart liefert und Erwartungen an die Zukunft formuliert (Bar-Tal et al. 2009; Shnabel/Noor 2012).

3 Die hier thematisierte Form der Selbstviktimisierung resultiert nicht aus individuellen, d. h. dem subjektiven Erleben entspringenden Erfahrungen von Leid oder aus persönlich erfahrenem Unrecht. Es geht vielmehr um die Viktimisierung des Kollektivs, dem man sich zugehörig fühlt.

»Opfer-Sein« – so wie es sich hier darstellt – hat also wenig mit Schwäche zu tun. Ganz im Gegenteil: die Opferrolle ist häufig mit einer gewissen Macht, mit einem gewissen »politischen Mehrwert« (Münkler 2003) verbunden, die aus der moralischen Privilegierung des Opfers resultiert. »Opfer« bündeln die Sympathien auf ihrer Seite, sie haben ein Anrecht auf Rücksichtnahme und können jegliche Kritik unter Verweis auf das erfahrene Leid von sich weisen. Die Selbstviktimisierung stellt damit einen institutionalisierten Weg dar, um sich von jeder Schuld oder (Mit-)Verantwortung zu distanzieren. Man beruft sich auf Normen und Werte, die auch außerhalb der Ingroup gültig sind und stellt sich damit unter das Dach nicht nur einer partikular-gruppenspezifischen, sondern auch einer universalistischen Legitimation. Diese Schlussfolgerungen werden auch durch empirische Studien jenseits des bosnischen Falls untermauert (Andrighetto et al. 2012; Baumann 2010; Ferguson/Burgess/Hollywood 2010; Shnabel/Noor 2012). Die zentrale Problematik besteht nun aber darin, dass typischerweise alle Konfliktparteien in sich das zentrale Opfer des Krieges zu erkennen glauben. Die Selbstviktimisierung im Nachkrieg hat einen höchst kompetitiven Charakter (Noor et al. 2012; Shnabel/Noor 2012).

Aufgrund der bereits beschriebenen räumlichen und sozialen Nähe kann man sich einer Konfrontation mit der Wahrheit der Anderen nicht gänzlich entziehen. Wie begegnet man nun aber diesen Anderen? Wie geht man mit ihren Wahrheiten um? Die hermeneutische Analyse der in Bosnien-Herzegowina erhobenen Interviews legte einige Strategien offen, mittels derer die Akteure vor dem Hintergrund einer permanenten Konfrontation mit den konkurrierenden Wirklichkeitsperspektiven in die Lage versetzt werden, an dem eigenen Bild als Opfer festzuhalten.

Analytisch lassen sich diese Strategien in dissoziative und assoziative Strategien einteilen. Die dissoziativen Strategien sind dadurch charakterisiert, dass sie unmittelbar zur Reproduktion der Dichotomie von Täter und Opfer entlang ethnischer Grenzziehungen und damit auch zur Verfestigung ethnische Grenzen beitragen. Die assoziativen Strategien scheinen dagegen die Täter-Opfer-Dichotomie oder die ethnischen Grenzen selbst zu transzendieren. Plausibler Weise könnte man nun davon ausgehen, dass diese assoziativen Strategien Chancen für einen gesellschaftlichen Wandel und damit Möglichkeiten zur Überwindung oder Beendigung des Nachkriegs in sich bergen. Im Folgenden sollen die identifizierten dissoziativen wie assoziativen Strategien anhand einiger Beispiele aus dem Material skizziert werden, um sodann den Fokus auf die Frage zu richten, inwiefern letztere tatsächlich ein Verzeihen, ein Versöhnen und/ oder ein Vergessen ermöglichen oder erleichtern.

2.1 Dissoziative Strategien zur Aufrechterhaltung des Opferstatus

(1) Für das Deutungsmuster der Selbstviktimisierung ist eine eindeutige Dichotomisierung von Tätern und Opfern charakteristisch. Diese Deutung, dass die jeweilige ethnische Außengruppe *nur* Täter war, lässt sich angesichts der Präsenz der konkurrierenden Erzählungen und angesichts lebensweltlicher Evidenz oft kaum aufrechterhalten. Infrage gestellt wird nun aber der Wahrheitsgehalt oder die Wahrhaftigkeit der konkurrierenden Erzählung – und aus der Dichotomie von Opfern und Tätern wird eine Dichotomie von wahren Opfern und erfundenen Opfern. In Anlehnung an Robert K. Merton lässt sich dieser Prozess auch als Moral-Alchemie bezeichnen.

»Vermittels eines tadellos doppelt symmetrischen Vorurteils landet der schwarze Peter so oder so bei den ethnischen und rassischen Außengruppen. Die systematische Ächtung des Außengruppenangehörigen nimmt ihren Lauf weitgehend ungeachtet dessen, was er tut [oder was im angetan wird]. Mehr noch: Durch den Aberwitz einer kapriziösen richterlichen Logik wird das Opfer für das Verbrechen bestraft [...] Um zu verstehen, wie das vor sich geht müssen wir die Moral-Alchemie untersuchen, durch welche die Eigengruppe ohne weiteres, je nach Anlass, Tugend in Laster und Laster in Tugend verwandelt« (Merton 1995: 405).

Im hier verhandelten Fall handelt es sich um die Alchemie, die Opfer in kreierte oder konstruierte Opfer und schließlich auch in Täter verwandelt, während Täter zu Opfern der Hinterlist der Outgroup werden. In den erhobenen Interviews zeigt sich dieser Mechanismus vor allem im Zusammenhang mit der Flüchtlingsfrage. So reproduziert sich im Material immer wieder das Argumentationsmuster, dass es sich bei den jeweiligen Outgroup-Flüchtlingen gar nicht um wahre Flüchtlinge handelt, sondern dass diese Menschen auf Befehl ihrer eigenen Führung hin bestimmte Gebiete verlassen haben, entweder um eine Vertreibung vorzutäuschen und damit die Sympathien auf ihre Seite zu ziehen und/oder um gezielt in bestimmten Regionen angesiedelt zu werden, mit dem Ziel die dortige Bevölkerungsstruktur zu verändern.

(2) Es kommt mitunter aber auch zu einer Anerkennung dessen, dass Mitglieder der ethnischen Ingroup Verbrechen begangen haben könnten. Zunächst erscheint es naheliegend anzunehmen, dass eine solche Anerkennung eine Ent-Idealisierung des Wir-Bildes mit sich bringt. Was hier jedoch geschieht, ist der Versuch, abweichende Wirklichkeitsbestimmungen mit Begriffen aus der eigenen Sinnwelt auszustatten, d. h. sie der eigenen Sinnwelt einzuverleiben und

somit als konkurrierende Wirklichkeitsperspektive zu liquidieren. Peter L. Berger und Thomas Luckmann zufolge handelt es sich hierbei um einen verbreiteten Mechanismus zur Aufrechterhaltung der eigenen Sinnwelt angesichts externer Infragestellungen (Berger/Luckmann 1969: 123 f.). Ein solcher Einverleibungsprozess zeigt sich etwa, wenn ein *möglicherweise* moralisch »nicht einwandfreies« Verhalten von Mitgliedern der Ingroup in Relation gesetzt wird zu den »grausamen« Verbrechen der Outgroup. Bei solchen Vergleichen kommt es dabei – erstens – regelmäßig zu einer Überhöhung des eigenen Leides und einem Herunterspielen dessen, was die Outgroup erleiden musste. Und zweitens werden für das Ingroup-Verhalten typischerweise gute Gründe (durchaus im Sinne des *jus ad bellum* und des *jus in bello*) angegeben, während das Outgroup Verhalten als vollkommen ungerechtfertigt dargestellt wird. Diese doppelte Relativierung – also die Relativierung des eigenen Wir-Ideals, die jedoch selbst auch einer Relativierung unterzogen wird – dient damit wiederum der Stabilisierung dieses Wir-Ideals auf Kosten der ethnischen Outgroups. In diesem Sinne können sowohl die Moral-Alchemie als auch die Doppelte Relativierung als dissoziative, als trennende Strategien zur Aufrechterhaltung des eigenen Opferstatus betrachtet werden, da sie die Dichotomie von Opfer und Täter entlang ethnischer Ingroup/Outgroup-Unterscheidungen reproduzieren. Anders verhält es sich bei den folgend skizzierten assoziativen Strategien.

2.2 Assoziative Strategien zur Aufrechterhaltung des Opferstatus

(1) Trotz der Tatsache, dass zumeist eindeutig zwischen Opfern und Tätern unterschieden wird, beschreiben die Interviewten den Krieg auch regelmäßig als nicht von Menschen gemacht, sondern als ein übermenschliches, die Menschen vernichtendes und verfeindendes Phänomen. Ein Interviewpartner beschreibt den Ausbruch des Krieges mit folgenden Worten.

»[...] Als Tito starb, als Jugoslawien zerfiel, [...] kam dieser verdammte Krieg, welcher angerichtet hat, was er angerichtet hat: uns alle verfeindet.«

Der Krieg tritt in der Gestalt eines vom Handeln menschlicher Subjekte unabhängigen Geschehens auf, ähnlich einer Naturkatastrophe, *oder* gar als aktiv handelnd – quasi als Subjekt. Die Konsequenz dieser Betrachtungsweise ist, dass der Krieg letztlich *nicht* zum Gegenstand ethischer Überlegungen gemacht werden kann und menschliches Handeln von jeder Verantwortung befreit wird (Hoch 1999: 38). Die Funktion dieses Deutungsmusters im Hinblick auf den hier

verhandelten Fall liegt auf der Hand: Indem man den Krieg zum Subjekt macht, geht man nicht nur selbst in Distanz zum Geschehen und schützt damit sein Wir-Ideal, sondern man bietet eben diese Möglichkeit auch dem Gegenüber an. Die Subjektivierung des Krieges zeigt sich oft in Zusammenhängen, in denen auch eine gewisse Jugonostalgie nachgewiesen werden kann. Die Externalisierung der Schuld auf den Krieg liefert eine sinnvolle oder plausible Erklärung dafür, warum es trotz Brüderlichkeit und Einheit, trotz des *Bratstvo i Jedinstvo* zum Krieg kommen konnte. Auf diesen Aspekt ist noch näher einzugehen.

(2) Die Schuld wird nun aber nicht nur auf den Krieg externalisiert. Die Analyse zeigt, dass in Situationen des interethnischen Kontaktes, regelmäßig Dritte, gerade abwesende Parteien für den Ausbruch und den Verlauf des Krieges verantwortlich gemacht werden. Dies geschieht auf viererlei Weise: (a) Angehörige zweier ethnischer Kategorien können sich im interethnischen Kontakt gegen einen Dritten verbünden, auf welchen die Hauptverantwortung dessen, was geschah oder nach wie vor geschieht übertragen wird. So werden die Serben von den Kroaten und Bosniaken als jene betrachtet, von denen die primäre Aggression ausging; die Kroaten gelten als die Opportunisten, die je nach eigenem Vorteil ihre Bündnispartner wechseln, und in den Bosniaken personifiziert sich schließlich aus der Perspektive der christlichen Kroaten und Serben, die Gefahr eines islamischen Fundamentalismus mitten in Europa. (b) Eine zweite Möglichkeit der Externalisierung besteht in der Verkleinerung der Ingroup durch die Exklusion unerwünschter Personen oder (Sub-)Gruppen. So unterscheidet etwa ein serbischer Interviewpartner wiederholt zwischen den guten bosnischen Serben und jenen aus Serbien angereisten paramilitärischen Gruppen. (c) Es kann aber auch zu einer Ausdifferenzierung der Außengruppe in die Guten und die Bösen kommen. Ein Bosniake aus der Posavina Region unterscheidet in seiner Rede beispielsweise zwischen »unseren« guten Kroaten und jenen Kroaten aus der Herzegowina. (d) Und schließlich kann die Verantwortung für alles Schlechte, das geschah und nach wie vor geschieht auf ausländische und externe Parteien übertragen werden, wie z. B. die »Internationale Gemeinschaft« oder bestimmte Staaten. Um es mit Alexander und Margarete Mitscherlich auszudrücken: »In jedem Fall ist das Böse externalisiert; es wird draußen gesucht und es trifft einen von außen« (Mitscherlich/Mitscherlich 1984: 60)

(3) Es zeigt sich aber auch, dass der vergangene Krieg im Rahmen interethnischer Begegnungen typischerweise komplett ausgeblendet wird.⁴ Die Themati-

4 Auch quantitative Erhebungen bestätigen diese Erkenntnis: Im Rahmen einer im Jahre 2010 durchgeführten Untersuchung wurden etwa 1600 BosnierInnen gefragt, wie häufig sie mit Menschen anderer ethnischer Zugehörigkeit eine Diskussion über den ver-

sierung des Krieges in solchen Kontexten scheint geradezu tabuisiert. So reflektiert ein Interviewpartner etwa:

»Nach einer so kurzen Zeit, es vergingen keine paar Monate nachdem der Krieg aufhörte, fingen wir an, zueinander zu gehen [...] Als sei nichts gewesen [...] Als hätte dieses Loch nie existiert. Als hätten die Linien nie existiert«.

Eine solche Ausblendung zugunsten einer Normalisierung der interethnischen Beziehungen mag zunächst sinnvoll erscheinen. Wie die Subjektivierung des Krieges und die Externalisierung der Schuld ermöglicht auch das Schweigen über den Krieg den Angehörigen der verschiedenen ethnischen Kategorien, im Alltagsleben friedvoll zu interagieren. Mittels dieser Interaktionen ließen sich dann möglicherweise neue Wirklichkeiten erschaffen, innerhalb derer die ethnischen Grenzziehungen keine oder zumindest eine nachgeordnete Rolle spielen, d. h. Wirklichkeiten, innerhalb derer es gelingt, eine gemeinsame Identität als BosnierInnen zu entwickeln. Ein zweiter Blick auf das Zitat lässt allerdings bereits erahnen, dass hinter der Oberfläche einer interethnischen Annäherung, eines scheinbaren Vergessens oder Verzeihens, andere Deutungsmuster wirksam sind, denn das Fortführen seiner Rede im Konjunktiv – »als sei nichts gewesen« – bringt doch gerade die Faktizität des Gewesenen gegen die Annahme über das Nicht-Gewesene in Anschlag.

Im Folgenden sollen die assoziativen Strategien einer genaueren Betrachtung unterzogen werden. Es wird zu zeigen sein, dass auch diese vermeintlich verbindenden Interaktionsmuster letztlich nur zu einer Reproduktion der Täter-Opfer-Dichotomie entlang ethnischer Grenzen und damit auch zu einer weiteren Spaltung der Gesellschaft entlang ethnischer Linien beitragen.

3. BLOCKIERTE WEGE AUS DEM NACHKRIEG

3.1 Schaffung einer gemeinsamen Opferidentität

Auf den ersten Blick scheinen die Subjektivierung des Krieges und die Externalisierung der Schuld eine Integration der bosnischen Gesellschaft(en) zu unterstützen, indem sie die Möglichkeit zur Konstruktion *einer gemeinsamen Opferidentität* bieten und es den Mitgliedern der konfligierenden Gruppen ermögli-

gangenen Krieg beginnen. Die meisten Befragten antworteten mit »kaum« (30,3 %) oder »nie« (26,2 %) (Popović/Pajić 2011: 19).

chen, sich selbst (auch) als Mitgliedglieder einen gemeinsamen übergeordneten Gruppierung aufzufassen. Ein genauerer Blick zeigt jedoch, dass eine solche, die ethnische Zugehörigkeit transzendierende Verbindung nur innerhalb eines raumzeitlich begrenzten sozialen Kontextes existiert. Die hermeneutische Analyse der erhobenen Gespräche offenbart, dass hinter diesen temporären Koalitionen nach wie vor die Narrative über die eigene und exklusive Opferrolle wirksam sind. Der kompetitive Charakter der Selbstviktimisierung wird auch durch die assoziativen Strategien nicht außer Kraft gesetzt. Wie verhält es sich dann aber mit der identifizierten Jugonostalgie? Kontrastiert mit den objektiven Daten, die gemeinsam mit den Interviews erhoben wurden, zeigt, dass vor allem die befragten BosniakInnen eine positive Einstellung gegenüber dem Jugoslawismus aufweisen. Dieser Zusammenhang legt nahe, dass die Narrationen oder die Erzählungen von dem was war, gleichzeitig auch Erzählungen sind von dem, was sein soll; im Vergangenen wird auch – wenn nicht gar vor allem – Zukünftiges verhandelt. So dient den bosniakischen InterviewpartnerInnen eine positive Beschreibung der vergangenen Gemeinsamkeit doch letztlich als Beweis, dass eine gemeinsame Zukunft in einem »multi-ethnischen« Bosnien doch möglich ist. Die Gegenwart eines ethnisch segregierten und vor allem eines in mehrere Teile zerfallenen Bosnien-Herzegowina, ist für die bosniakischen GesprächspartnerInnen nicht zu akzeptieren. Bei den bosnischen KroatInnen, die den bosnischen Gesamtstaat in der Regel sehr viel stärker infrage stellen, kommt es dagegen typischerweise zu einer Dämonisierung der gemeinsamen Vergangenheit. Der jugoslawische Vielvölkerstaat wird in diesen Interviews als repressives und diskriminierendes System beschrieben, oder gar als Ursprung alles Bösen, wobei auch sehr deutlich wird, dass diese Beschreibungen dem sozial anerkannten Narrativ der kroatischen Ingroup entspricht. Die Bemühungen um die Etablierung dieser Dämonisierenden Wirklichkeitsperspektive beschreibt die kroatische Schriftstellerin Dubravka Ugrešić in ihrem Roman »Das Ministerium der Schmerzen«:

»Den neuen Machthabern genügte nicht die bloße Macht: in den neuen Staaten hatten Zombies zu leben, Menschen ohne Gedächtnis. Die jugoslawische Vergangenheit wurde öffentlich geschmäht, die Menschen wurden aufgefordert, sich von ihrem früheren Leben loszusagen und es zu vergessen. Filme, Bücher, Popmusik, Witze, Fernsehen, Erzeugnisse, Zeitungen, Nachrichten, Sprache, Menschen – alles musste aus der Erinnerung verbannt werden. Und vieles endete auf dem Müll [...] »Jugonostalgie«, die Erinnerung an das Leben im ehemaligen Land, wurde zum Synonym für politische Subversion« (Ugrešić 2007: 64).

Weniger eindeutig fällt die Zuordnung der serbischen Interviewees zu der einen oder anderen Strategie aus; ihre Reden weisen gleichermaßen Spuren der ›Jugo-Verdammnis‹ wie der ›Jugonostalgie‹ auf. Dies lässt sich sehr wahrscheinlich darauf zurückführen, dass innerhalb der serbischen Ingroup verschiedene Erzählungen hinsichtlich der Funktionsfähigkeit einer ›multikulturellen‹ oder ›multiethnischen‹ Gemeinsamkeit wirksam sind, je nachdem, ob es sich um das ehemalige Jugoslawien handelt, oder um das gegenwärtige Bosnien-Herzegowina. Es entspricht offensichtlich einem innerhalb dieser Gruppe gesellschaftlich etablierten Narrativ, dass sich ›die Serben‹ für den Erhalt des jugoslawischen Gesamtstaates eingesetzt haben, während zunächst die Slowenen und Kroaten und dann später die Bosniaken diesen Gesamtstaat aufzulösen wünschten, um ihre eigenen Nationalstaaten zu gründen. Am Erhalt eines bosnisch-herzegowinischen Gesamtstaates dagegen hat keinerlei Interesse zu bestehen, denn ein solcher Gesamtstaat stünde – so die gezielt verbreitete Angst – unter muslimischer Vorherrschaft. Es seien die ›Muslime‹, die Bosnien nicht nur zentralisieren und dominieren wollen, sondern darüber hinaus gar die Existenz der (christlichen) Serben bedrohen. Bemerkenswert ist eine in diesem Kontext typischerweise vorgenommene Betonung der religiösen Zugehörigkeit: Die Gegenüberstellung von Christen und Muslimen dient einer nach außen, an das ›europäische‹ Ausland gerichteten Legitimierung der eigenen Perspektive. Diese unterschiedliche Bewertung des bosnischen Gesamtstaates von SerbInnen und KroatInnen auf der einen und den BosniakInnen auf der anderen Seite, ist sehr wahrscheinlich darauf zurückzuführen, dass sowohl die bosnischen SerbInnen als auch die bosnischen KroatInnen ihre primären Nationalstaaten in Serbien und in Kroatien sehen und eben nicht wie die BosniakInnen in Bosnien-Herzegowina. Mit Juri Lotman lässt sich hier mit der ›Zentrum-Peripherie-Differenzierung‹ argumentieren: Während für BosniakInnen Bosnien-Herzegowina das Zentrum ihrer Kultur darstellt, ist es für die SerbInnen und KroatInnen ›lediglich‹ die Peripherie (vgl. Lotman 2010).

Damit im Zusammenhang steht ein weiteres Hindernis für die Entwicklung einer gemeinsamen, übergeordneten bosnischen Identität. Norbert Elias hat bereits darauf hingewiesen, dass bei sozialen Integrationsprozessen von einer jeweils niedrigeren zu einer jeweils höheren Ebene stets mit Widerständen zu rechnen sei, und das nicht nur, weil mit solchen Integrationsprozesse immer auch Machtverlagerungen einhergehen (vgl. Elias 1987: 222). Auch die Angst vor einem Verlust der eigenen Kultur ist hier handlungsleitend. Das Festhalten an ›alten‹ Strukturen, so Elias, »hängt sicherlich zum guten Teil mit einem bestimmten Empfinden zusammen: mit dem Empfinden, daß das Verblassen und erst recht das Verschwinden eines Stammes oder Staates als einer autonomen

Einheit eine Sinnentleerung alles dessen bedeutet, was die vergangenen Generationen im Rahmen und im Namen dieser Überlebenseinheit getan und gelitten haben« (Elias 1987: 296). Im gegenwärtigen BiH haben ethnische Entrepreneurs ein ausgeprägtes Interesse daran, die Ängste der Menschen mindestens vor dem Verlust ihrer Kultur zu schüren, denn die ethnische Teilung des Landes garantiert ihnen die Macht. Es ist sicherlich nicht zuletzt diese anhaltende Mobilisierung durch diese *postwar lords* die eine Befriedung der Gesellschaft und jegliche Möglichkeit des Vergessens verhindert.

3.2 Schweigen im Nachkrieg

Auf den ersten Blick erscheint es durchaus sinnvoll davon auszugehen, dass eine Tabuisierung der Kriegsvorgänge im interethnischen Gespräch zu einer Integration der bosnischen Gesellschaften führt. Das Tabu zu brechen würde bedeuten einen Konflikt darüber zu riskieren, wer denn den Krieg angefangen hat und wer letztlich die Verantwortung für all die Verbrechen trägt, die während des Kriegs geschahen. Tatsächlich weist die Analyse daraufhin, dass die Menschen den Krieg ausblenden, um solche Konflikte in ihrem Alltagsleben zu vermeiden. Doch diese Konflikte werden nicht vermieden, um die Gefühle der ethnisch anderen nicht zu verletzen oder um Unterschiede herunterzuspielen (Stefansson 2010: 70) – verschiedene v.a. ethnographische Studien ziehen, m.E. zu voreilig, genau diese Schlüsse.⁵ Diese Konflikte werden vielmehr vermieden, um die jeweils eigene Wirklichkeitsperspektive vor externen Infragestellungen zu bewahren. So lange nämlich ethnisch verzerrte Ingroup Erinnerungen lebendig gehalten werden, z. B. durch die erwähnten ethnischen Unternehmer oder durch Kriegsdenkmäler und andere kulturelle Artefakte, trägt das kriegsbezogene Schweigen im Rahmen interethnischer Begegnungen eben nicht dazu bei, dass vergessen wird, sondern vielmehr zu einer weiteren Verfestigung der eigenen Perspektive auf Vergangenheit und Gegenwart. Das Vergessen hat nämlich einen strategischen Nachteil gegenüber dem Erinnern: »*One can remember that one remembers, but one has to forget that one has forgotten*« (Boyden 2003: Abs. 5).

5 In seinem Artikel »Coffee after Cleansing« analysiert Anders H. Stefansson die Beziehungen zwischen den serbischen Einwohner/Innen und bosniakischen RückkehrerInnen in Banja Luka. Auch er stellt fest, dass im Rahmen interethnischer Begegnungen der Krieg typischerweise ausgeblendet wird. Er argumentiert allerdings, dass »the phenomenon of collective silence on specific issues in interethnic social life is a sort of unarticulated existence of empathy« (Stefansson 2010: 70).

Genau betrachtet geht also mit der Anwendung der ›So-tun-als-ob-Strategie‹, mit dem Verschweigen, letztlich eine Reproduktion oder gar eine Verdichtung der ethnischen Grenzziehung einher, denn wenn die Kriegsvergangenheit nur innerhalb der geschützten Sinnwelt der Ingroup thematisiert wird, wird die je eigene Perspektive auf diese Vergangenheit stets aufs Neue legitimiert und dadurch schließlich gefestigt. In anderen Worten: Wenn Gespräche um die Wirklichkeit der Kriegsvergangenheit nur im Kreise ›Gleichgesinnter‹ stattfinden, ist zu erwarten, dass eben diese Wirklichkeit in Stein gemeißelt wird. Berbers und Luckmanns Feststellung, dass sich die Wirklichkeitsbestimmung typischerweise vor dem Hintergrund einer Welt vollzieht, die schweigend für gewiss gehalten wird (Berger/Luckmann 1969: 109), bekommt hier eine neue Implikation: Durch die Tabuisierung hält jeder die eigene Bestimmung schweigend für gewiss, es besteht jedoch keine Einigung darüber, was ›wirklich‹ oder ›wahr‹ ist. Der Kriegserfahrung wird dadurch, dass über sie nicht gesprochen wird, kein »feste[r] Platz in der wirklichen Welt« (Berger/Luckmann 1969: 164) gegeben – zumindest nicht in jener Welt, die von In- und Outgroup gleichermaßen bewohnt wird. Hier bleibt sie der berühmte *elephant in the room*.

Dies hat nun aber auch Implikationen im Hinblick auf ein potentielles Verzeihen: Gerade das Verzeihen setzt ein gemeinsames Narrativ voraus, d. h. eine gemeinsame Wirklichkeitsperspektive, eine Einigung hinsichtlich der Frage wer Opfer und wer Täter ist. Im bosnisch-herzegowinischen Nachkrieg, der, wie im vorliegenden Beitrag dargestellt wurde, ganz wesentlich durch eine kompetitive Selbstviktimisierung charakterisiert ist, geht es damit weniger um die Frage, ob verziehen werden kann, sondern zunächst noch um die Frage, wer denn wem verzeihen darf. Das Verzeihen selbst ist damit höchst umstritten.

Klassische sozialpsychologische Experimente legen nahe, dass sich solche Konkurrenzsituationen durch eine gegenseitige Anerkennung des Opferstatus entschärfen lassen. Abgesehen von der Tatsache, dass sich Viktimisierungen stets durch einen gewissen Egoismus auszeichnen – der US-amerikanische Psychiater John Mack spricht hier von einem »egoism of victimization« (Mack 1990: 125) – gilt es auch zu berücksichtigen, dass eine solche gegenseitige Anerkennung auch eine gewisse Risikobereitschaft voraussetzt. Wer geht den ersten Schritt? Genaugenommen handelt es sich hier um ein Gefangenendilemma: Gehe ich einen Schritt auf mein Gegenüber zu (indem ich beispielsweise eine Partei jenseits des ethnisch-nationalistischen Spektrums wähle), ohne zu wissen, dass das Gegenüber diesen Schritt auch unternimmt, laufe ich Gefahr, diesem Gegenüber eine zusätzliche Waffe im Kampf um den eigenen Opferstatus in die Hand zu geben. Vielleicht jene Waffe, die dann darüber entscheidet, welche Wirklichkeitsperspektive sich letztlich durchsetzt.

LITERATUR

- Agency for Statistics of Bosnia and Herzegovina (2016): *Popis stanovništva, domaćinstava i stanova u Bosni i Hercegovini*, 2013. Resultati popisa [Census of Population, Households and Dwellings in Bosnia and Herzegovina, 2013. Final Results].
- Andrighetto, Luca/Mari, Silvia/Volpato, Chiara/Behluli, Burim (2012): Reducing Competitive Victimhood in Kosovo: The Role of Extended Contact and Common Ingroup Identity: Reducing Competitive Victimhood, in: *Political Psychology*, Vol. 33(4), 513–529.
- Bar-Tal, Daniel/Chernyak-Hai, Lily/Schori, Noa/Gundar, Ayelet (2009): A Sense of Self-Perceived Collective Victimhood in Intractable Conflicts, in: *International Review of the Red Cross*, Vol. 91(874), 229–258.
- Baumann, Marcel M. (2010): Contested Victimhood in the Northern Irish Peace Process, in: *Peace Review*, Vol. 22(2), 171–177.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt a. M.: Fischer.
- Boyden, Michael (2003): The Rhetoric of Forgetting. Elena Esposito on Social Memory, in: *Image [&] Narrative. Online Magazine of the Visual Narrative*, Vol. 6.
- Brockmeier, Jens (2002): Remembering and Forgetting: Narrative as Cultural Memory, in: *Culture & Psychology*, Vol. 8 (1), 15–43.
- Drakulić, Slavenka (1992): *Sterben in Kroatien*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Džihić, Vedran (2006). Europa als Bosnischer Mythos vs. Bosnischer Balkan als europäisches politisches Trauma, in: Džihić, Vedran/Nadjivan, Silvia/Paić, Hrvoje/Stachowitsch, Saskia (Hrsg.), *Europa – verflucht begehrt. Europavorstellungen in Bosnien-Herzegowina, Kroatien und Serbien*, Wien: Braumüller, 13–94.
- Džihić, Vedran (2008): Ethnonationalismus und Ethnopolitik als bosnisches Schicksal. Den geschichtlichen und aktuellen Widersprüchen Bosniens und Herzegowinas auf der Spur, in: *Kakanien Revisited*.
- Elias, Norbert (1987): *Die Gesellschaft der Individuen*. 7. Aufl., Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Ferguson, Neil/Burgess, Mark/Hollywood, Ian (2010): Who are the Victims? Victimhood Experiences in Postagreement Northern Ireland: Who are the Victims?, in: *Political Psychology*, Vol. 31(6), 857–886.

- Goffman, Erving (1963): *Stigma. Notes on the Management of Spoiled Identity*, Englewood Cliffs, NJ: Prentice Hall.
- Hoch, Martin (1999): Vater aller Dinge? Zur Bedeutung des Krieges für das Menschen- und Geschichtsbild, in: *Mittelweg 36*, Vol. 8(6), 30–48.
- Ignatieff, Michael (1996): *Reisen in den neuen Nationalismus*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lotman, Jurij M. (2010): *Die Innenwelt des Denkens. Eine semiotische Theorie der Kultur*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lovrenović, Ivan (1999): *Bosnien und Herzegowina*, Wien: Folio.
- Lovrenović, Ivan (2010): Dvadesetjedna teza, in: *Bosna i Hercegovina. Budućnost nezavršenog rata*, Zagreb: Novi Liber, S. 149–233.
- Mack, John (1990): The Psychodynamics of Victimization Among National Groups in Conflict, in: Montville, Joseph V./Volkan, Vamik D./Julius, Demetrios A. (Hrsg.), *The Psychodynamics of International Relationships: Concepts and Theories*, Lexington: The Free Press, S. 119–129.
- Merton, Robert K. (1995): Die self-fulfilling prophecy, in: *Soziologische Theorie und soziale Struktur*, Berlin: De Gruyter, S. 399–413.
- Mijić, Ana (2014): *Verletzte Identitäten. Der Kampf um den Opferstatus im bosnisch-herzegowinischen Nachkrieg*, Frankfurt/New York: Campus.
- Mitscherlich, Alexander/Mitscherlich, Margarete (1984 [1967]). *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens*. 16. Aufl., München: Piper.
- Münkler, Herfried (2003): Unter Abwertungsvorbehalt. Vom Bombenkrieg bis zur Vertreibung, in: *Frankfurter Rundschau*, 9.
- Noor, M./Shnabel, N./Halabi, S./Nadler, A. (2012): When Suffering Begets Suffering: The Psychology of Competitive Victimhood Between Adversarial Groups in Violent Conflicts, in: *Personality and Social Psychology Review*, Vol. 16 (4), 351–374.
- Oevermann, Ulrich (1973): *Zur Analyse der Struktur von sozialen Deutungsmustern*. Unveröffentlichtes Manuskript, Frankfurt a.M.
- Oevermann, Ulrich (2001): Die Struktur sozialer Deutungsmuster – Versuch einer Aktualisierung, in: *Sozialer Sinn*, Vol. 2(1), 35–81.
- Oevermann, Ulrich (2002): *Klinische Soziologie auf der Basis der Methodologie der objektiven Hermeneutik: Manifest der objektiv hermeneutischen Sozialforschung*, Manuskript, Frankfurt a.M.
- Paić, Hrvoje (2006): Europa- und Balkanvorstellungen in Kroatien, in: Džihić, Vedran/Nadjivan, Silvia/Paić, Hrvoje/Stachowitsch, Saskia (Hrsg.), *Europa – verflucht begehrt. Europavorstellungen in Bosnien-Herzegowina, Kroatien und Serbien*, Wien: Braumüller, S. 95–156.

- Popović, Dragana/Pajić, Zoran (2011): *Facing the Past and Access to Justice from a Public Perspective. Special Report* (20. April 2011), Sarajevo: UNDP.
- Shnabel, Nurit/Noor, Masi (2012): Competitive Victimhood Among Jewish and Palestinian Israelis Reflects Differential Threats to their Identities: The Perspective of the Needs-Based Model, in, Jonas, Kai J./Morton, Thomas A. (Hrsg.): *Restoring Civil Societies*, Chichester: John Wiley & Sons, Ltd, S. 192–207.
- Simmel, Georg (1917): *Der Krieg und die geistigen Entscheidungen. Reden und Aufsätze*, München/Leipzig: Duncker & Humblot.
- Stefansson, Anders H. (2010): Coffee after cleansing? Co-existence, co-operation, and communication in post-conflict Bosnia and Herzegovina, in: *Focaal*, Vol. 2010(57), 62–76.
- Toe, Rodolfo (2016): Census Reveals Bosnia's Changed Demography, in: *BalkanInsight* vom 30.06.2016.
- Ugrešić, Dubravka (2007): *Das Ministerium der Schmerzen*, Berlin: Berlin Verlag Taschenbuch.

